

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Samstag, 8. Januar

1927.

Strandgut.

(2. Fortsetzung.)

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

Das Ehepaar Kalmelt war auf dem Friedhof von Bollingen, wohin das Rittergut Hohenwarden eingepfarrt war, bestattet worden. Asta hatte für die armliehen Särge ein paar schöne Kränze geschickt, war selbst hinübergefahren, um als einzige dem Begräbnis beizuwohnen und fuhr dann heimwärts, ein wenig mit dem Gefühl einer fröhlichen Erbin und zugleich mit der Unruhe einer besorgten Mutter, die ihr Kind ein Weilschen sich selbst hat überlassen müssen. Die letzten Tage waren ganz angefüllt gewesen mit der Herstellung eines reizenden modernen Kinderzimmers. Rosa geblühten Tapeten, weißlackierte Möbel, die sie selber noch mit Rosenranken bemalte, wehende weiße Mullgardinen, und an den Wänden Bilder von Engeln und tanzenden Kindern. Heute früh, nachdem der Tapezierer die letzte Hand ans Werk gelegt, hatte sie Doralies herbeigerufen. „Sieh, mein Herzchen, dies ist nun dein eigenes Reich“, sagte sie, indem sie sie an ein Tischchen führte, auf dem hübsche Spielzeuge auf Rollen standen, eine Käthe-Kruse-Puppe und Bilderbücher, die den Anspruch erhoben, die Kinder „zur Schönheit zu erziehen.“ Nur um Gotteswillen keinen Strumpfwelpeter oder ähnliche Greuel.

Sie ist noch ganz benommen von all den schönen Sachen, gnä' Fräulein“, bemerkte die Jungfer, die herzutreten war. „Ist ja auch kein Wunder bei einem Burm, das bis jetzt in 'ner Erbhütte gehaust hat.“

Asta richtete sich hoch auf. „Solch Wort nie wieder, Elise. Doralies ist jetzt mein Kind, und alles andere muß begraben und vergessen sein“, sagte sie streng; es war aber ein seltsames Zusammentreffen, daß die Kleine in plötzlicher Verängstigung laut zu weinen begann: „Mama, Mama soll kommen.“ In dem naturhaften Aufschreien lag etwas Ergreifendes, das Asta frösteln machte. Sie kauerte sich zu der Kleinen nieder und sagte eindringlich: „Deine Mama ist hier. Ich bin deine Mama.“ Aber es schien, als ob der zarte Weilschenduft, der ihren Kleidern entströmte, sie dem Kind besonders fremd machte. Es fuhr fort zu schreien, so daß Karl-Otto den Kopf hereinstreckte und unwirsch fragte, wie lange denn diese Musik voraussichtlich noch dauern werde.

Der eingefleischte Junggeselle hatte in der Folge noch häufig Gelegenheit zu derartigen Fragen. Es schien schwer glaublich, daß ein kleines Geschöpf, das noch kaum über den Tisch sehen konnte, für den sonst so wohlgeöhlten Haushalt die Rolle des Steinchens in der Maschine spielen sollte, aber man spürte tatsächlich auf Schritt und Tritt die Anwesenheit des fremden Elements. Es gab unliebsame Szenen, Geschrei, Unruhe, Unordnung. Asta kannte nur noch Rücksichten auf Doralieses Bedürfnisse, Doralieses Ansprüche. In ihrer Anwesenheit war kein Gespräch mehr möglich. Doralies beherrschte die Situation. Ein paarmal verließ Karl-Otto ostentativ das Zimmer, schmettete die Tür hinter sich zu, bestellte sein Pferd und ritt in die Nachbarschaft. Dann kam es eines Tages zum Krach. Er sei nicht verpflichtet, sich den Appetit verderben und sein Haus ungemütlich machen zu lassen, rief er wütend. Ein wenig habe er doch wohl auch noch zu sagen. Diese

alberne Verzieherei müsse aufhören. Aberhaupt sei es lächerlich für eine alte Jungfer, mit Gewalt Mutter spielen zu wollen. Er bestehe darauf, daß umgehend ein Kinderfräulein angenommen werde, andernfalls werde er den Nestvogel unweigerlich dem Waisenhaus überantworten. Er wurde so maßlos, wie gutmütige Männer zu werden pflegen, wenn ihnen einmal die Galle überläuft und seine Stimme schwoll mehr und mehr an, zum Ergötzen des an der Tür die Ohren spitzenden Brindemann. So gelangte das Wort „Nestvogel“, in die Küche und von da ins Dorf und heftete sich Doralies als unausrottbarer Spitzname an. — Asta weinte vor Unmut. So hatte sie den Bruder noch nie gesehen, so herzlos, beinahe brutal, aber sie begriff, daß sie nachgeben müsse und nach kurzer Zeit schon hielt ein mit besten Zeugnissen versehenes Kinderfräulein seinen Einzug in Hohenwarden. Schön war Fräulein Lotte Kölling nicht, Karl-Otto nannte sie kurzweg den Kalmud, aber das war in Aastas Augen kein Fehler. Im übrigen verstand sie ihre Sache, begriff vor allen Dingen, daß das Kind dem Hausherrn möglichst ferngehalten werden müsse. Infolgedessen söhnte sich Karl-Otto denn auch mit Doralieses Anwesenheit, mit ihrem Blappern und Herumtrippeln aus. Im Grunde war er ja eine lässliche Natur und mochte niemand einen Spaß verderben. Wohl wetterte er, wenn er mal auf der Treppe über den „Mudehasen“ des Nestvogels stolperte, aber die jungen Dadel und die Sprößlinge der braunen Diana purzelten ihm ja auch hier und da vor den Füßen herum, und er ließ sie gewähren.

Fast täglich hatte Asta ernste und eingehende Besprechungen mit dem Kinderfräulein. Es wollte ihr scheinen, daß dieses zu sehr nach Schema & und zu wenig nach geistigen Gesichtspunkten arbeite, während Fräulein Kölling behauptete, für das künftige Erziehungsgebäude müsse erst ein Fundament von Ordnung, Gehorsam und Reinlichkeit gelegt werden, an welchen Grunderfordernissen Doralies noch betrüblichen Mangel leide. In der Tat habe sie einen derartig verwilderten Zögling noch niemals unter den Händen gehabt, aber mit Gottes Hilfe würde schließlich schon alles in Ordnung kommen. Erzielten doch selbst die Rettungshäuser oft die erfreulichsten Resultate.

„Das ist gar kein Vergleich“, sagte Asta gekränkt. „Rettungshäuser sind Sammelplätze verkommener Geschöpfe, hier aber handelt es sich um das Kind braver, wenn auch bettelarmer Eltern. Ich wünsche Doraliese so erzogen zu sehen, daß sie durchaus in unsere Kreise paßt. Durchaus. Es kommt dabei nur auf rechtzeitige und gründliche Schulung an.“

Also eine richtige, junge Dame sollte aus dem Stein-schlägerkind gemacht werden? Nun gut. Fräulein Kölling versprach, ihr Bestes zu tun. Sie war schon in einem gräßlichen Haushalt beschäftigt gewesen und kannte sich aus. Es dauerte denn auch nicht allzulange, so verstand Doralieschen ein Knidschen zu machen und das „beste Händchen“ zu geben. Das heißt, wenn sie bei Laune war, wenn nicht gerade der Bod sie stieß. Dann gab es Trampeln und zorniges, ohrenzerreißendes

des Gebrüll. Den ganzen Tag das Opfer von Erziehungsgesetzungen zu sein, war ein Zwang, dessen Qual niemand ermaß, und die kleine Seele wehrte sich dagegen mit hilfloser Erbitterung. Besonders schrecklich war's, daß man immer auf sein hübsches Kleidchen Bedacht nehmen mußte und folglich auch nicht auf dem Erdboden sitzen durfte, trotzdem es sich dort am allerbesten spürte. Wenn die Eltern früher Chausseesteine klopfen, hatte sie sich immer daneben im Graben vergraben dürfen. Daß es in Hohenwarden keinen Chausseegraben gab, war ein unbegreiflicher Mangel. Auf Fräuleins Wunsch besaß sie jetzt die bewährtesten Kröbelspiele, Kasten mit Blechwerk und Ähnlichem. Aber sie zeigte weder Neigung noch Geschick zu Dingen, die Stillstehen erforderten. In planlosem Umherschweifern schien sie vielmehr immer wie auf der Suche nach etwas, das niemand ihr zu geben wußte. Am liebsten wäre sie den ganzen Tag so herumgelaufen vom Haus in die Ställe, von den Ställen in den Park, aber leider war Fräulein Kölling beständig hinter ihr her mit irgend etwas „Nützlichem“ oder „Erfreulichem“. Bisweilen, wenn auch nur selten, ging man einmal auf der Chaussee spazieren, und dann kannte Doralieses Entzücken seine Grenzen. Die freie Weite um sie her bewunderte sie förmlich. An Chausseerändern war sie aufgewachsen, es war wie eine Rückkehr in die Heimat. Sie hätte dem breiten, grauen, vom Graben begrenzten Band, das sich so hübsch durch die Wiesenlandschaft schlängelte, nachlaufen mögen, immer weiter, immer weiter, aber Fräulein Kölling hielt sie fest an der Hand und ließ sie nicht los. Ach, wenn man doch nur mal allein auf die Chaussee könnte! Vielleicht fände man dann auch die Erdhütte wieder und Vaters Spitz. Eines Tages begegnete ihnen ein Wanderer mit einem wolligen Hunde. Da war er ja, der Spitz, der schwarze Spitz! Sich gewaltsam losreißen, auf ihn zulaufen, war eins. Aber das Tier, das nicht ganz gutartig sein mochte, verstand sich nicht auf Freudenaustritte, es schnappte zu und riß ein Loch in das schöne, rote Mäntelchen. Fräulein Kölling, die ja nicht wissen konnte, wie die Sache zusammenhing, war sehr böse und Asta bestimmte, daß künftig nur im Park spazieren gegangen werde. Seitdem stand Doraliese manchmal am verschlossenen Hinterpförtchen und blickte sehnsüchtig durch die Eisenstäbe, ob nicht vielleicht der schwarze Spitz sich wieder zeige.

Dann kam der Winter mit Sturm und trüben Tagen, und im Kamin des Wohnzimmers brannte ein helles Feuer, dessen Feuerschein lustig auf dem Goldrahmen einiger Ahnenbilder und den blanken Altmahagonimöbeln tanzte. Vor diesem Kamin hatte Asta einst unzählige Abende verträumt, in schwermütiges Grübeln über Unwiederbringliches verloren, jetzt holte sie sich Doralieses herein, nahm sie auf den Schoß, tändelte mit ihr, spielte sozusagen Mutter. Schließ dann die Kleine in ihrem Arm ein, so malte sie sich aus, es sei Henning von Bardenfleths Kind, und sie sitze hier und warte auf seine Heimkehr. Oder sie erwog, was sie mit der Zeit alles aus ihrem Töchterchen machen werde. Mit Ungeduld ging ihre Phantasie der Zeit entgegen, da Doralies ihr eine jüngere Freundin sein werde, mit gleichen Neigungen und Idealen. Sie sollte Gesangstunden und Violinunterricht erhalten, sollte überhaupt alles lernen, wozu sie Lust zeigte. Gemeinsam würden sie lesen und musizieren und oh — wie wunderschön würden dann die Abende sein, wie zweckvoll und ausgefüllt das Leben. Dieses Gedankenpiels wurde Asta nie überdrüssig. Sie konnte sich ganz darin verlieren und schreckte förmlich auf, wenn Karl-Otto hereinkam, in seinem lauten jovialen Ton fragte, wie lange sie so im Düstern zu schmütern beabsichtigte, und damit die Kleine aufweckte. Allerdings spielte Doraliese nur schlafend die ihr zugedachte Rolle. Sobald sie die blanken, braunen Augen aufschlug, sagte oder tat sie meistens etwas anderes, als man gerade von ihr erwartete. Die Eindrücke aus der Erdarbeiterhütte verblaßten doch nicht so schnell, wie Asta angenommen hatte. Es zeigten sich immer noch kleine Selbstsamkeiten, Unerfreulichkeiten, kurz, im eigentlichen Sinn des Wortes, „Erdenreste, zu tragen peinlich“. Aberdies war sie Stimmungen unterworfen. An guten Tagen fröhlich und gelehrt, an bösen dagegen

von einer Art, daß die Jungfer sie den kleinen „Deubel“ nannte. Es fielen Worte, vor denen Asta sich das Haar sträubte, und von denen „Du Schwein“ noch das kurzfähigste war. Wehe, wenn ihr Eigensinn und ihre Heftigkeit gereizt wurden, dann war selbst Fräulein Kölling trotz aller „bewährten Methoden“ machtlos, während Karl-Otto halb spöttisch, halb schadenfroh schmunzelte: „Dacht' ich's doch.“ Im übrigen, da er gutmütig von Natur war, fing er trotz allen Räsonnierens allmählich an, dem Kinde, das an seinem Tisch saß und ihm täglich unzählige Male über den Weg lief, eine gewisse Beachtung zu schenken, wie man ungefähr einen jungen Jagdhund tätschelt, oder einem Papagen den Kopf kratzt. Und da die „kleine Poladine“ lieblich und zutraulich war, so veränderte er schließlich manche halbe Stunde mit ihr, nahm sie im Sattel mit aufs Feld und amüsierte sich damit, sie zum Plappern zu bringen. Eines Tages erkundigte sich Fräulein Kölling bei ihm nach Astas Geburtstag, Doralieschen müsse doch für die Gelegenheit ein Gedicht lernen. „Kind ich auch, das gehört sich so“, stimmte er zu. „Ich hab als kleiner Junge auch immer so was hersagen müssen, meine Mutter behauptete, Anspruch auf solche Geistesgymnastik ihres Sprößlings zu haben. Für mich war das natürlich kein Genuß. Aber das war ja auch nicht der Zweck der Übung.“ (Fortsetzung folgt.)

Schadenfreude.

Von Eduard Wienrich (Magdeburg).

Der „rote Hanerich“, wie er im Dorfe allgemein genannt wird, hat weit ab von den letzten Häusern, in der Nähe des Forstes sein kleines Anwesen. Hier haust er mit seinem Weibe und einem zahlreichen Nachwuchs. Brandrot und hart wie Schweinsborsten steht ihm das Haar auf dem edigen Schädel. Man geht diesem verschlagenen, feigen Burschen, mit dem zuseiten nicht gut Kirshen essen ist, am liebsten aus dem Wege. Schlecht und recht ernährt er sich und die Seinen im Sommer als Tagelöhner und im Winter als Holzhauer.

Hanerich gilt als nicht hasenrein, aber zu fassen war er bisher nicht. Er weiß, daß der Jagdaufscher Conrad ihn nicht lieb hat, und als er heraus hat, daß ihn dieser von dem Hochsitz an der nahen Holzante aus, mehr als es ihm recht ist, unter die Lupe nimmt, hat er dem „Grünen“ einen Streich gespielt, daß die ganze Umgegend wochenlang nicht aus dem Lachen herausgekommen ist.

Der nordische Eismann hatte endlich seine Herrschaft angetreten. Tag und Nacht sind die weichen Daunen vom Himmel heruntergekommen und haben Wald und Feld leise und sacht in eine weiße, glitzernde Decke eingehüllt. Das Wild zog mangels ausreichender Nahrung näher an die menschlichen Siedlungen heran, und besonders die hungrigen Mummelmänner entdeckten gar bald die bequemen Einfahrten in Hanerichs Gartensaun und fanden innen allerhand, was es draußen nicht mehr gab. Da blühte des Bauers Weizen. — Aber als es eines Abends, als der volle Mond über dem hohen Forste emporgekommen war, von der obersten Dachlufe aus feststellte, wie der alte Conrad wieder einmal voller Heimlichkeit seinen Beobachtungsposten auf dem Hochsitz bezogen hatte, verließ er die in den Lüchern seines Saunes hängenden Schlingen mit kleinen Schellen. Dann sah er, nachdem seine Sippe zur Ruhe gegangen war, am warmen Ofen, schmückerle in einem Hintertreppenthor, rauchte dabei, daß die Stube grau wurde, und freute sich nicht wenig, wenn er daran dachte, wie leicht wohl seinem Bußfreunde vor Kälte die Zähne zusammenschlagen würden. Kurz vor Mitternacht läutete eines der kleinen Glöckchen wie unnötig in die stille Nacht hinein. Hanerich spitte die abstehenden Ohren, und dann geht ein fröhliches Grinsen über sein sommerprossiges Gesicht, als er kurz darauf vom Bodenfenster aus feststellt, daß der Jagdaufscher vom Walde her im Anmarsch ist. Da nimmt er eine bereitgehaltene Gerte zur Hand, öffnet die Hintertür nach dem Garten und klappt durch den Schnee der Stelle zu, wo die klingende Schelle nicht zur Ruhe kommen will. Mit festem Griff hat er eben den angstvoll in die Nacht hinein quäsenden Dampfer gepackt, als auf der anderen Seite des Saunes die lange Gestalt des grell vom Monde beleuchteten Jagdaufsehers emporwächst, der den „Abnungslosen“ wütend und voll giftigen Hohnes anfährt: „So, Hanerich, endlich also doch erwischt, — jetzt soll nun deine Glode auch geschlagen haben!“ — Erstaunt richtet sich der hoch und erwidert, den aus der Schlinge gelösten Hasen immer noch festhaltend und den Mann des Saadkubes freundlich an-

griessend: „Ja, was wollen Sie denn, Herr Forststrat, — soll ich denn den Hasen ungestraft erlauben, daß sie meinen Koth abtressen, — nee, das gibt's nicht!“ — Und dabei verdrückt er den armen, hellrot klagenden Krümmen mit der Kute ganz mörderisch das Fell und läßt ihn dann frei. Wie ein geistiger Witz ist Lampe durch den Baum gefahren und im Nu im Walde verschwunden. „Sehen Sie“, fährt er fort, „so mache ich es mit, allen diesen Ledermäulern, die ich hier abfasse, und ich wette, es kommt von denen keiner wieder in die Nähe meines Gartens!“ Grün vor Mut hat Conrad den hämisch Lachenden nur angefunkelt und dann ist er raschelnraubend heimwärts gestieft.

So lange des Winters Leichentuch in Flur und Forst jede Spur verriet, hütete sich Hanerich, auf krummen Pfaden zu wandeln. Aber dann schlug das Wetter plötzlich um. Der laue Südwest tobte lustig über die Felder, suchte durch den Wald, daß die alten Baumrießen knarrend ächzten, peitschte einen Regenschauer nach dem anderen vor sich her, und eines Morgens war es vorbei mit Winters Herrlichkeit. Grün stand die Saat auf den Aedern und braun und gelb war wieder des Hochwaldes Teppich vom Fallaube der Eichen und Buchen.

Seit der alte Jagdausheber den schwersten Reinfall seines Lebens in jener Mondnacht mit diesem geliebten Burschen erlebt hat, gönnt er sich weder Rast noch Ruhe. Für ihn ist es jetzt Ehrensache, die erlittene Schlappe wettzumachen. Wiederholt findet er zwar Schlingen, aber nie den, der sie fängig stellte. Aber er läßt nicht nach, und eines Tages, am frühen Morgen, als er wieder einmal durch den Forst pirscht, bemerkt er unweit einer Nichten-Schonung, wie sich verschiedene junge Begereiter trotz der Windstille ganz eigentümlich bewegen. Und als er an Ort und Stelle angelangt ist, bricht ihm ein greulicher Fluß über die Lippen, denn ein sterbliches Schmalteb hängt mit dem Halse in einer Schlinge. Die braunen Lichter sind im Verlöschen. Rasch zieht er den Nider und befreit das arme Geschöpf von seinen letzten Qualen.

Nachmittag ist es eine Stunde vor Sonnenuntergang. Conrad liegt kaum dreißig Schritt von der Nordstelle, in eine dicke Roskade gewickelt, unter einer Gruppe Tannen. Der feuchte Waldboden macht sich unangenehm fühlbar, ein böiger Wind segt durch die Baumkronen und verschlingt das schwache Geräusch, das ein heranschleichender Mann verursacht, der sich sein stoppelbärtiges Gesicht mit Ruß geschwärzt hat. Vängst hat er das verendete Schmalteb entdeckt, aber er geht nicht geradewegs darauf zu, sondern Schritt für Schritt zieht er am Rande der Schonung hin. Und seine Luchsaugen durchspähen Meter für Meter des grünen Nistgewirres. Auf einmal schnellst er zur Seite, und dann gibt er Fersengeld. Sinein in den Forst, was die Beine hergeben wollen! Mit einem Satz ist Conrad aufgesprungen, Drilling am Kopf, ein kurzes Zielen und schon rollt, ohne vorherigen Anruf, der Krach des Postenschusses durch den Wald. Der Kerl ruckt kurz zusammen, strauchelt nach vorn, rafft sich wieder hoch und ist dann zwischen den biden Buchenstämmen verschwunden.

Zwar prescht Conrad, so weit es seine alten Knochen gestatten, noch eine Weile hinterher, aber von dem Manne ist nichts mehr zu sehen und zu hören. „Himmelherrgott, er war's, ich lasse mich fressen, wenn er's nicht war.“ — Die Figur und der rote Schein im Nacken! — stößt er hervor.

Aber nun kommen ihm doch auch wieder so mancherlei Bedenken. Er hat ohne Anruf auf einen Menschen geschossen, der doch eigentlich nichts weiter getan hatte, als daß er ausgerissen war vor ihm. — Ein gutes Gewissen hatte dieser Lump ja sicher nicht, — aber, geht er ein, — verflucht, die Herren vom Gericht haben über solchen Fall oft recht wunderliche Ansichten.

Er hat das Reh eben im Rücksack geborgen und will den Heimweg antreten, als er auf einmal des Jagdnächters Sohn, der als Assistentarzt im nahen Kreiskranken beschäftigt ist, auf sich zukommen sieht.

„Conrad, haben Sie eben das Reh geschossen?“

„Nein, Herr Doktor, ich schoß einem Fuchse eine Ladung Posten auf die Keulen, als er sich an das in der Schlinge verendete Schmalteb heranmachen wollte!“

„Auf die Keulen? Und das Resultat?“

„Na ja, manchmal geht's eben nicht besser, aber gekriegt habe ich den roten Gaudieb leider nicht!“

Am nächsten Tage richtet es Conrad so ein, daß er bei Hanerichs Anwesen vorbeikommt. Der gukt zum Fenster heraus und bietet dem „Herrn Forststrat“ freundschaftlich die Tageszeit. Da wird Conrad für einen Augenblick beinahe irre an sich, aber im Weitergehen lacht er dann in sich hinein und zu sich selber spricht er: „Schoddonnerwetter, was würde ich drum geben, wenn ich mir dessen Rehrseite mal gründlich ansehen könnte!“

Eine Woche später klopf es an Conrads Stubentür. herein tritt der junge Arzt und sagt: „Wissen Sie, Conrad, daß ich Ihren krank geschossenen Fuchse in Behandlung

habe? — Er konnte es wohl nicht länger im Bau aushalten, Gesehn habe ich ihm sechs von den Posten, die ihm in den Keulen saßen, herausgezogen. — bei den drei andern war das noch nicht möglich; die muß er eben vorläufig noch zum Andenken behalten!“

Da denkt Conrad an Hanerichs Gartenzaun, als der Vollmond am Himmel stand, und an das Schmaltebchen in der Schlinge, und dabei geht ein zufriedenes Grinsen über des alten Widschüters Gesicht.

Ja, Schadenfreude — —

Der Pechtag.

Von Maria Ibele.

Zweifelloos, es gibt ausgemachte Pechtage im Leben. Ob sie einem wohl aufgesetzt sind, wie viele behaupten — oder ob sie eben da sind? Warke war es schließlich gleichgültig. Eines nur stand für ihn fest: daß er heute keinen Glückstag hatte. Denn die Schublade, die sich gerade heute, wo es ihm presste, weil er verschlafen hatte — und das Knopfloch im Kragen schloß aus, und die Semmel fiel klatschend in die volle Kaffeetasse, daß die braune Brühe die frische Hemdbrust beschmutzte. Der Briefbote brachte die Nachricht von einem Besuche, der ihm unangenehm war — und als er aus dem Hause trat, fuhr natürlich die Trambahn eben ab, in die er einsteigen wollte. Warke wartete nicht, er ging, ging aus einem gewissen Trost heraus. Es hätte ihn gar nicht gewundert, wenn er heute auf dem Weg ausgeglichen wäre, vielleicht auf einer Bananenschale; es war heute doch einer seiner Pechtage. Aber nichts Derartiges geschah.

Da plötzlich bemerkte er, daß er den rechten Handschuh verloren hatte. Wirklich, es war zum Verdrücktwerden! Er hatte die Handschuhe erst vor zwei Tagen gekauft!

Er besann sich, wo er ihn ungefähr verloren haben könnte: er hatte doch beide erst auf dem Weg angezogen.

Er ging über die Brücke zurück zu einem Plaze. Ja, dort, dort mußte er ihn verloren haben. Er suchte, suchte. Aber der Handschuh war nicht zu finden. Vielleicht war er schon aufgehoben worden, hat irgendwo, vielleicht vor einem Laden? Nach allen Seiten sah Warke. Aber umsonst; der Handschuh blieb verloren. Am Ende kam er noch zu spät ins Bureau, bekam einen Verweis? Er lief nun wieder zu der Brücke, die Augen gingen dabei ununterbrochen herum. Träge und grau schlichen die Wasser unter der Brücke durch. Verärgert sah Warke den linken Handschuh herunter; den brauchte er jetzt auch nicht mehr. Er warf ihn über das Brückengeländer, es war seine Rache gegenüber dem Handschuh. Und sonderbar, er fühlte sich nun frei, frei durch diese Tat, war stolz, daß er diesem toten Ding gezeigt hatte, daß er der Herr war. Es interessierte ihn nicht einmal, wie der Handschuh unten schwamm. Befreit, ja beinahe glücklich ging Warke weiter.

Als er mittags nach dem Bureau nach Hause kam, lag der rechte Handschuh neben dem Schreibtisch auf dem Boden. Jaja, es gibt eben solche Tage.

Kleine Wahrheiten.

Von Max Grube (Meiningen).

Dein Leben wirst du klug gestalten,
Wenn du bescheidenlich
Nie andre wirst für dümmer halten
Als dich.

Ein Pfennig in einem leeren Topfe,
Der klappert dah,
Ein kleiner Gedanke im hohlen Kopfe,
Der dünkt sich was.

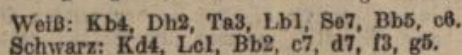
Von den Toten rede Gutes,
Frieden über jeder Gruft.
Aber trotz des Lobgetütes:
Toter Schuft war doch ein Schuft.

Bermeine nicht, er rastet,
Wenn einer lust nicht hastet.
Die Weg' und Stege kennen,
Die brauchen nicht zu rennen.

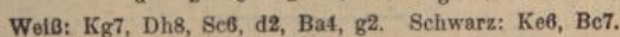
Schaumesflocken einzufangen,
Wird es wenig Mühe brauchen,
Um die Perlen zu erlangen,
Mußt du in die Tiefe tauchen.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 22. Zweizüger.



Nr. 23. Dreizüger.



Endspielstudie von H. Mattison.

Weiß: Kg2, Tg5, Lh4, Ba3. Schwarz: Kb5, Ba5, c2, 5, 6.
Weiß am Zuge macht remis.

Partie Nr. 388. Die eleganteste Partie des Meraner Turniers.
Weiß: Przepiorka, Schwarz: Patay.

1. e4-g6, 2. d4-d6, 3. Sf3-Lg7, 4. Ld3-e6, 5. 0-0-Se7, 6. Le3-0-0, 7. Dd2-Te8, 8. Lh6-Lh8, 9. Sc3-Sc6, 10. Se2-d5, 11. e5-Sf5, 12. Lf4-f6, Schwarz macht aus seinem beengten Spiel einen Befreiungsversuch, den der Gegner in genialer Weise widerlegt. 13. c3! Ein tiefdurchdachter Zug. Bei der nun folgenden Kombination bedarf der Bauer d4 einer Deckung und außerdem muß das Feld c2 für die Dame frei sein. 13. ... g5. Darauf hat Przeglorka nur gewartet. 14. Sxg5! Das erste Figurenopfer. 14. ... f x g5, 15. Lxg5-Dd7, 16. g4. Jetzt sieht man, warum der Bauer d4 gedeckt sein muß. 16. ... h6. Wenn der Springer nach e7 oder g7 zieht, so wird der weiße Angriff nach Dd2-c2 unwiderstehlich. 17. g x f5-h x g5, 18. f6-Kf7. Schwarz hat nichts Besseres. 19. Lg6+. Sehr elegant gespielt. 19. ... K x g6, 20. Dd3+-Kh6, 21. Dh3+-Kg6, 22. Sf4+. Die Partie geht nun mit Blitz und Donner zu Ende. 22. ... g x f4, 23. Kh1-L x f6, 24. Tg1+-Kf7, 25. Dh7+ und matt im nächsten Zug.

Liste der Teilnehmer am Problem-Lösungs-Turnier
für den Monat November.

[illegible]

Lösungen: Nr. 26. 1. d4—Tal, 2. Sc5, anderes ähnlich.
Nr. 27. 1. Sh6. Endspiel von Mattison: 1. a4 + — Kb6!
2. Lf2—c1 D, 3. T×c5—D×c5, 4. Kh1 remis. — Berich-
tigung des Autors von Nr. 13: Weißer Bauer auf g3

Bilderrätsel



Kreuzrätsel.

1	2	1-2 alte Waffe, 3-4 tropischer Wiederkäuer, 1-3 Waffe der Gauchos,
3	4	1-4 Befestigung in Afrika, 4-2 Körperteil, 4-5 Larve, 3-5 altes Hausmöbel, 5-2 Stoßwaffe, 5-6 geistlicher Würdenträger.
5	6	

Rätsel.

Was ist das für ein böses Ding?
Sohn — Tochter hat's, doch nie das Kind.
Mit ihm fängt aller Hader an
Und macht der Ruh ein Ende dann.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 305.

Rösselsprung-Königszug: Wenn es zu Silvester schneht,
Ist das neue Jahr nicht weit. — **Silbenrätsel:** Piano,
Radio, Othello, Schupo, Illo, Tornado, Nero, Echo, Udo,
Juno, Auto, Herero, Rialto. Prosit Neujahr!

Richtige Lösungen sandten ein: Sigrid Chasanowsky, Emanuel Ginkin, Liesel u. Emely Dorman, M. Fey, J. Friedsam, Karl Künster, Alex Lang, Paula Plohlua, Margot Schwach, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler aus Sonnenberg; Aliu Ochs aus Erbenheim; Liesel Erhardt aus Mainz.